Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 17 (1937-1938)
Heft: 2

Artikel: Von unserer Muttersprache
Autor: Zopfi, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-158339

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von unserer Muttersprache.

Von Hans Zopfi.

Vor uns liegt ein Kreisschreiben der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich, in dem die Lehrerschaft aller Schulstufen aufgefordert wird, der Pflege des Dialekts vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken. Dabei wird vorsorglicherweise bemerkt, daß unter der Dialektschulung nicht etwa irgend ein anderes Fach leiden dürfe, also wohl auch nicht der Unterricht in der hoch- resp. schriftdeutschen Sprache, was bei der chronischen Überlastung unserer Sekundar- und Mittelschüler mit Wissensstoff, deren sie sich im Verlauf ihres späteren Lebens als unnützer Ballast mit Vorteil entledigen, nicht wenig heißt. Dieses Kreisschreiben der Zürcher Erziehungsdirektion ist ein Beweis, wie rasch kantonale Amtsstellen auf Postulate einer gewissen populären Schulpolitik reagieren; dabei ist das Gewicht dieser populären Schulpolitik auf „populär" zu legen, die Schule profitiert dabei nicht und der politische Wert ist ein Phantom dieser Tage. Es handelt sich um eine Angelegenheit der politischen Mode.

* * *

Wenn man vor 50 Jahren in der deutschen Schweiz von „unserer Muttersprache" gesprochen hat, so bestund kein Zweifel darüber, was man darunter verstehen sollte: die gemeindeutsche, die hochdeutsche Sprache in Wort und Schrift, wie sie von unsern Kanzeln geredet und wie sie in unsern Zeitungen mehr oder weniger korrekt geschrieben wird. Damals war die Verbundenheit der deutschen Schweiz mit dem allgemeinen deutschen Sprach- und Kulturgebiet undiskutierbar. Man wußte, daß Schiller und Goethe, daß die Denker und Dichter des 18. und 19. Jahrhunderts, die in unserer deutschen Sprache gedacht und gedichtet haben, auch unsere deutschschweizerischen Dichter und Denker waren. Schiller, der nie in der Schweiz war, hat uns einen Wilhelm Tell geschenkt, den das Volk liebte, der dem gewöhnlichen Mann aus dem Volke vertraut, dessen Sprache die Sprache des Volkes war. Dem natürlichen schweizerischen Empfinden der damaligen Zeit war die hochdeutsche Sprache nichts Fremdes, nichts Ausländisches; deutsch hieß für die deutschen Schweizer der damaligen Zeit noch volksverständlich, klar und deutlich. Gewiß war man sich auch damals der Vielsprachigkeit in der Eidgenossenschaft, wenn man so sagen darf, bewußt; bewußt war man sich aber auch der staatspolitisch überragenden Bedeutung der deutschen Schweiz in der Eidgenossenschaft. Diese Einstellung hinderte gar nicht daran, daß machtpolitische Übergriffe des wilhelminischen deutschen Reiches von der gesamten Schweiz und von der deutschen Schweiz ganz besonders eindrucksvoll zurückgewiesen wurden. Das politische Empfinden war damals von den heutigen demokratischen Ressentiments (wir scheuen uns nicht, dieses Fremdwort zu gebrauchen) frei.

Das änderte sich seit dem Weltkrieg von Grund auf. Und, nachdem in Deutschland die Nationalsozialistische Partei zur Macht gelangt und der autoritäre Staat entstanden war, begannen sich auch in der deutschen Schweiz Aktionen abzuzeichnen, deren Ziel zugestandenermaßen die sprachliche Trennung der deutschen Schweiz vom deutschen Reiche ist.

Vorweg darf festgestellt werden, daß wir in der Schweiz in der Pflege der deutschen Sprache in Schule und Presse in den letzten Jahren etwas nachlässig geworden sind. Man anerkennt nicht mehr überall die Richtigkeit des Grundsatzes, daß in dem Mittelpunkt einer jeden Schulbildung in der Volks- und Mittelschule die Muttersprache, und zwar bei uns in der deutschen Schweiz die hochdeutsche Sprache, gehört. In der romanischen Schweiz weiß man das noch: Versündigungen wider den Geist der Sprache, „Germanismen", werden als Zeichen ungenügender Bildung, der Kulturlosigkeit angeprangert; in der französischen und in der italienischen Schweiz steht heute noch im Mittelpunkt einer jeden Schulbildung (Volks- und Mittelschule) die französische und die italienische Weltsprache. Wir möchten dabei nicht mißverstanden werden: Selbstverständlich hat die Pflege des Dialekts politisch und kulturell ihren Wert. Der Dialekt ist unsere Umgangssprache geblieben, auch die der gebildeten Kreise. Aber wir können nicht einen der vielen hundert Dialekte der deutschen Schweiz in den Mittelpunkt der Schulbildung stellen. Es gibt keinen Schweizerdialekt. Von diesem Geschwätz über den „Schweizerdialekt" sollten wir uns heute nun freimachen. Der Schweizerdialekt ist eine Erfindung gewisser Kreise, denen es weniger um den „Schweizerdialekt der deutschen Schweiz" geht, als um die Abreagierung ihrer deutschfeindlichen Gefühle. Es gibt viele Schweizerdialekte, und die Kluft, die den halbelsäßischen Baslerdialekt von der Mundart des Oberwallis trennt, ist fast so groß, wie der, der die berndeutsche Sprache vom mecklenburgischen Plattdeutsch scheidet. Bei allen handelt es sich um deutsche Dialekte. Auch die Dialekte der deutschen Schweiz sind Dialekte des deutschen Sprachgebietes.

Wenn immer und immer wieder von einem „Schweizerdeutsch" gesprochen wird, das an die Stelle des Hochdeutschen treten soll, so können wir über diese Forderung hinweggehen mit der Feststellung, daß dieser Ersatz der hochdeutschen Sprache gar nicht vorhanden ist. Ein Pfarrer in Zürich hat nun allerdings eine simple Lösung dieser künstlichen Sprachenfrage in der deutschen Schweiz gefunden; er will eine alemannische Sprache als Landessprache einführen, in der wir deutschen Schweizer sprechen und schreiben sollen! Selbstverständlich existiert diese alemannische Sprache heute nur in der Einbildung des betreffenden Herrn; ihre Schöpfung wäre eine künstliche; sie ist gedacht als künstliches Gebräu aus allen Dialekten der deutschen Schweiz! Mit einem Wort: ein wahnwitziges Unterfangen, das nur bewirken würde, daß die natürlichen und selbstgewachsenen schweizerdeutschen Dialekte zugrunde gingen. In unsern großen Schweizerstädten, wo Angehörige der verschiedenen deutschschweizerischen Dialekt-

gruppen zusammenkommen, hat sich ja tatsächlich eine Art deutschschweizerische Mischsprache entwickelt. Wer sie gebraucht oder gebrauchen muß, offenbart damit, daß er in keiner Dialektgruppe mehr richtig zu Hause ist. Wir können die Verflachung und Angleichung der deutschschweizerischen Dialekte in den Städten und großen Industriesiedlungen kulturell und auch von unserem staatspolitischen Standpunkte aus nicht begrüßen, wenn wir uns auch damit abfinden müssen.

Unsere Muttersprache ist das Deutsche schlechthin; das Deutsche, das wir in der Mundart sprechen, und das Deutsche, das uns mit der deutschen Kulturgemeinschaft und damit auch mit der Welt verbindet, das Deutsche, mit dem die größten Gedanken auch unseres Volkes gedacht worden sind. Unser größter nationaler Dichter und Denker, Jeremias Gotthelf, hat sich nicht des Dialektes bedient, sondern seiner deutschen Muttersprache. Aber an diesem Beispiel des Jeremias Gotthelf ersehen wir klar und deutlich die wichtigste Aufgabe unserer deutschschweizerischen Mundarten: Sie bereicherten zu allen Zeiten die hochdeutsche Sprache und sie verhüteten, daß es, gleich wie ein Akademiefranzösisch, auch ein Akademiedeutsch gibt; auch die hochdeutsche Sprache ist ein lebendiger Organismus geblieben (wie übrigens jeder deutsche Dialekt auch), der sich ständig verändert. Die hochdeutsche Sprache zieht neue Kräfte und neues Leben aus der Umgangssprache des Volkes, aus der Mundart.

* * *

Die deutsche Schweiz hat dem deutschen Spachgebiet viel mehr geschenkt, als sie selbst heute zugeben will. In Deutschland wurden unsere großen Dichter zuerst erkannt; wären diese nur auf den helvetischen Holzboden angewiesen gewesen, so hätten sie schlankweg verhungern können. (Und das gilt auch noch heute!) Das Geistesleben in der deutschen Schweiz ginge rettungslos zu Grunde, wenn die Verbindung mit der deutschen Sprachgemeinschaft risse. Das Beispiel der Niederlande kann hier nicht angeführt werden. Die Niederlande spielen — da das Niederländisch keine Weltsprache ist — in der geistigen Kultur Europas nicht die Rolle, die dem geistigen Wesen und geistigen Wert des niederländischen Volkes angemessen wäre. Die Dichter und Gelehrten dieses Volkes empfinden den beschränkten Geltungsraum der holländischen Sprache als schweres Hindernis, obschon Holland ein riesiges Kolonialreich besitzt. Aber würden wir uns geistig loslösen vom deutschen Sprachgebiet, so würde uns die Schaffung einer künstlichen „hochalemannischen" Staatssprache für 3 Millionen deutscher Schweizer nicht gelingen. Wir würden vielmehr kulturell „verelsässern"; d. h. die deutschschweizerischen Dialekte würden sich erhalten, daneben würde aber der Gebildete als Kultursprache, die ihn mit der Welt verbindet, die französische Sprache benützen. Ich würde eine solche Entwicklung als ein nationales Unglück betrachten, als eine kulturelle, eine

geistige Katastrophe nicht nur für die deutsche Schweiz, sondern für die ganze Eidgenossenschaft. Die Nordamerikaner haben ihre angelsächsische Nation gegen England in Kriegen durchgesetzt; daß der politische Wille zur nationalen Unabhängigkeit des Schweizertums geschwächt werde durch die gleichzeitige Anerkennung der Tatsache einer deutsch-schweizerischen Kulturgemeinschaft, die sich auf die gemeinsame deutsche Kultursprache als Muttersprache der deutschen Schweizer und der Deutschen im Reiche stützt, ist ein bloßes Literatengeschwätz. Gewiß, der „Zeitgeist", der kulturelle Verbindungen aus parteipolitischer Voreingenommenheit leugnet, treibt in diesen Tagen die sonderbasten Blüten. Während sich unsere Väter fröhlich und gleichmütig mit der „fatalen" Tatsache abfanden, daß wir Deutschschweizer durchwegs sprachlich-kulturell und meist auch „rassenmäßig" den nächsten Bruder im Alemannen und alemannisierten Kelten in Süddeutschland haben (die stets etwas gereizte Stimmung zwischen nahen Verwandten spricht für diese Blutverwandtschaft!), will man nun heute um jeden Preis direkt oder indirekt von einer möglichst minderwertigen Rasse abstammen. Man geht über die alemannische Besiedelung der schweizerischen Hochebene hinweg, man ignoriert die Sprachgemeinschaft mit den Deutschen im Reiche; ja, auch die keltischen Helvetier sind den fanatischen Deutschenfressern noch zu germanophil, zu arisch für „alpine Menschen", und man läßt uns Deutschschweizer von — den Pfahlbauern abstammen! Schade, daß Gottfried Keller diese wunderbare Entdeckung nicht auch noch erlebt hat! Er hätte sie wohl mit einem gut züridentschen Ausdruck bedacht. — Die Fastnachtsidee von einer Abstammung der deutschen Schweizer insgesamt (auch der Welschen!) von den Pfahlbauern, ist die Idee wohlgewachsener Pfahl- und Spießbürger. Daß die Wissenschaft nichts von ihr wissen will, weil sie sich mit einer Stupidität nicht auseinandersetzen will, hindert leider nicht daran, daß sie in vielen Köpfen biederer Eidgenossen, die jeden Tag vor dem Frühstück einen „Schwaben" verzehren, schon viel Unheil angerichtet hat.

Zurück zu unserer Muttersprache! Die Dialekte der deutschen Schweiz erfreuen sich einer sorgfältigen Pflege; die kraftvollsten unter ihnen haben in den letzten 40 Jahren eine Literatur hervorgebracht — sie sind m. E. nicht vom Untergang bedroht, so lange wir noch bodenständiges Bauernvolk im Lande haben. Eine gewisse Verflachung in den großen Städten, die meist nicht bloß sozial, sondern auch kulturell und politisch Fremdkörper in unserem Lande bilden, wird nicht zu vermeiden sein.

Aber, wie schon gesagt, auch die hochdeutsche Sprache ist unsere geliebte Muttersprache, gleich wie dem Schweizer jenseits der Saane das Französische. Gleich wie er sein Französisch pflegt und möglichst rein erhalten will, insofern er Anspruch darauf macht, ein Kulturmensch zu sein, so sollen auch wir unser Deutsch ehren, lieben und rein halten. Ich bin kein Purist, der jedes Fremdwort verpönt. Aber Fremdwörter, die ihre Existenz lediglich einer mangelhaften Kenntnis der nachgeäfften

fremden Sprache verdanken, sollten aus unserer hochdeutschen Sprache, also auch aus unseren amtlichen Bekanntmachungen, aus unseren Plakaten, aus unseren Büchern, Zeitschriften und Zeitungen verschwinden. Unsere Bundesbahnen sind mit dem guten Beispiel vorangegangen; daß sie mit dem törichten „Perron", statt Bahnsteig, aufgeräumt haben (der Franzose lacht über unsern „Perron": er sagt für Bahnsteig „Quai"), sollte unsern Beifall finden, und wenn noch tausend Pfahlbauern, Spießbürger und andere Zeitgenossen diesem „Perron" gesalzene Tränen nachweinen. Wirtschaft ist schöner als dieses nichtssagende „Café-Restaurant", Gasthof ist gutes Deutsch, Hotel mag der Portier sagen. Fahrkarte ist besser als Billet, ein Wort, das die der französischen Sprache unkundigen Deutschschweizer gar nicht aussprechen können. In der Umgangssprache, die nicht gepflegt zu sein braucht, mögen sie weiter ihren Platz behaupten — im Deutsch unserer Obrigkeit und unserer Ämter haben sie nichts mehr zu suchen.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Ausrottung der Kommunisten. / Das Handwerk im Bundesblatt. / Ist der Freisinn am Ende seiner Kräfte? / Der Herr Botschafter macht eine Antrittsvisite. / Für späteren Eintritt ins Erwerbsleben! / Vorbereitung auf den Militärdienst.

Eine Fabel Gellerts mahnt:

„Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen!"

Man kann diese Verse auch unserer Demokratie zurufen. Ihre Freiheit, der sie sich so stark rühmt, ist ständig in Gefahr, in das Gegenteil umzuschlagen. Das wundert einen nicht in einer Zeit, welche auswärts die kühnsten staatspolitischen Pläne verwirklicht. Wie alles Geschehen seine Bewunderer hat, so fassen natürlich auch die Staatstheorien des Bolschewismus und des Faschismus da und dort Boden. Sie nützen die Freiheit unserer Staatsform, um unser Vaterland in eine Zwangsherrschaft dieser oder jener Art zu verkehren. Hier im Mittelpunkt Europas, wo die „Achsen" der höchsten Politik sich kreuzen, wo das freie Wort die größten Meinungsgegensätze aufeinander prallen läßt, gilt es ganz besonders auf der Hut zu sein, damit nicht unversehens die gerühmte Freiheit auf die Leimrute einer Diktatur gerät.

Glücklicherweise erzeugt unsere tiefverankerte Demokratie stetsfort so viel Gegengifte, als zur jeweiligen Abtötung und Austilgung der staatsfeindlichen Keime nötig sind. Und zwar — man sollte es kaum glauben — werden diese Gegengifte jeweils gerade dort erzeugt, wo die Gefahr am größten ist und wo man es nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge am wenigsten erwarten würde. So hat die rote Republik Genf aus eigenen Kräften die bolschewistische Diktatur Nicoles beseitigt. Und nun kommt auch der überhälftig industrielle Kanton Neuenburg: mit wuchtigem Zweidrittelsmehr verfügt sein Volk die Ausrottung der kommunistischen Partei und ihrer Anverwandten. Dieses Ereignis ist umso höher einzuschätzen, als es zeigt, daß unser freiheitlich — manchmal nur zu freiheit-